

GABI KRESLEHNER

Charlottes Traum



Gabi Kreslehner
Charlottes Traum



www.gulliver-welten.de

Gulliver 1213

© 2009, 2010 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Barbara Gelberg

Neue Rechtschreibung

Markenkonzept: Groothuis, Lohfert, Consorten, Hamburg

Einbandfotografie und -typografie: Anna Grath

ebook: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

ISBN 978-3-407-74289-6

Der Roman wurde durch ein Stipendium der österreichischen Autorenförderung »Schreibzeit« und ein Mira-Lobe-Stipendium des österreichischen Ministeriums für Kunst und Kultur unterstützt.

Der Roman *Charlottes Traum* wurde mit dem Peter-Härtling-Preis der Stadt Weinheim ausgezeichnet. Außerdem erhielt er den österreichischen Jugendbuchpreis, den Jugendliteraturpreis des Landes Steiermark, den Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Oldenburg, den Hans-im-Glück-Preis, die Eule des Monats und stand auf der Liste Die Besten 7 - Bücher für junge Leser (Deutschlandfunk).

Für Martin und Katharina

Ich wohne hier nicht mehr. Scheiße, ja, ich wohne hier nicht mehr, und wer was anderes sagt, der lügt! Aber es sagt ohnehin keiner was anderes, weil's nichts anderes zu sagen gibt. Es ist einfach so, dass ich nicht mehr hier wohne.

Manchmal komme ich noch hierher, zu unserem Haus, zu unserem Garten. Wenn die Springer mich sieht, dann winkt sie mir zu, aber nur zaghaft und vorsichtig und ganz klein. Die Springer wohnt jetzt da, mit ihrem Mann und ihrem Kind, und wahrscheinlich hat sie ein schlechtes Gewissen, weil sie ganz genau weiß, dass eigentlich *ich* da drin wohnen müsste. Sie ist übrigens eine ziemlich schöne Frau, eine, die manch einer gerne als Mutter hätte, zum Herzeigen an Elternsprechtagen, dass es allen die Mäuler zuklappt, eine so zart und blond wie ein hell gebackenes Flaumtörtchen aus einer ganz teuren Konditorei. Meine Mutter ist ja eher wie ein Germteig, auch nix Schlechtes, aber halt nur ein Germteig und so einen kriegst du in jedem BILLA.

Also, unser Haus. Jetzt sind die Springer da und er kann mich nicht leiden und hat mich schon ein paarmal fortgescheucht wie einen räudigen Hund oder eine zeckige Katze. »Geh uns nicht auf die Nerven! Komm nicht dauernd hierher! Schau, dass du nach Hause kommst! Hier wohnst du nicht mehr!«

Und puterrot wurde er und dick wie ein Gummiball, und ich hab ihn angeschaut und gehofft, dass er zerspringt, der Springer. Aber er ist nicht zersprungen, der Sprunger. Er hat seine Hand gehoben und ist heran zu mir, und da hab ich geschaut, dass ich weiterkomme.

Außerdem hat er recht, der Springer-Sprunger, ich wohne hier nicht mehr. Und wo er recht hat, hat er recht und seine Schuld ist es ja nicht.

Ich bin übrigens Charlotte und alles begann vor einem guten Jahr.

Wir hatten eine Terrasse am Haus und Mama hatte einen Bikini, goldgelb und glänzend, und wir hatten einen Nachbarn, den Melchior, und dieser Bikini an Mama auf unserer Terrasse hatte auf diesen Melchior eine sehr spezielle Wirkung. Er ließ den Melchior hochgehen. Wie eine Rakete. Man konnte die Uhr danach stellen.

Kaum lag sie da hingeflüzt in ihrer goldgelben Bikiniherrlichkeit, da stand er auch schon da. An ihrer Liege. Säuselnd. Ob sie keinen Durst habe. Und er hätte drüben und sie solle doch und der Pool, so neu und ob man nicht und sie würde ihn sooooo glücklich machen. »Silvia! Komm! Sei mein Engel!«

Peinlich! Aber ihr nicht. Sie ging mit. Sie hatte Durst, ihr war heiß, sie wollte baden und sein kühles Gartenwunder war ein starkes Argument.

Der Melchior war ein schrecklicher Aufreißer. Jedes Wochenende schleppte er eine ab, so eine Stadtschöne, bei der die Beine bis zum Busen gehen und noch höher. Regelmäßig standen meine Eltern am Küchenfenster und linsten hinüber und schüttelten die Köpfe, und Papa meinte, der Melchior sei wirklich ein Weiberheld, also wirklich, und dass Mama sich vorsehen solle, aber ordentlich, denn in ihrem gelben Bikini sei sie eine Granate, aber echt, und dass der Melchior scharf auf sie sei, auf sie und ihre Kurven, das sehe ja wohl ein Blinder.

Mama lachte ein wenig geschmeichelt. »Du spinnst!«, sagte sie. »Du bist wirklich verrückt! Was du dir einbildest. Ich habe doch immer die Kinder dabei.«

»Ach ja?«, sagte er. »Ist das so? Ist das so, Charlotte? Passt du immer gut auf deine Mutter auf? Lässt du sie auch nicht aus den Augen?«

Nein, ich ließ sie nicht aus den Augen. Natürlich nicht. Natürlich passte ich auf meine Mutter auf. Wegen der Kurven. Wegen dem Melchior. Weil Papa es wollte. Weil ich doof war. Falsche Seite. Denn Papa verguckte sich. Aber wie!

Wir gingen. Sofort.

Sie schrien sich an. Sie nannte ihn *Arschloch* und dann heulte er. So etwas vergisst man nicht. Dabei hatte alles ganz harmlos begonnen.

»Was ist das?«, hatte sie gefragt und ihm mit spitzen Fingern etwas hingehalten und er: »Ach das, das gehört Babsi. Gib her, ich nehm's ihr mit.«

Und er streckte die Hand aus und wollte harmlos tun. Aber das ließ sie ihm nicht durchgehen.

»Welcher Babsi?«, fragte sie, und es war auf einmal ganz klar, dass sie alles wusste.

Als sie uns zusammenpackte, die Brüder und mich, war sie blass wie ein Laken. Sie setzte uns ins Auto, und als wir aus dem Garten kurvten, behielt ich meine Ulme im Auge, die hoch hinaufreichte an das Fenster meines Zimmers, die mir Kühle zugefächelt hatte im Sommer und Schnee im Winter – mein einzigartiger Erdbeerbaum.

Ich spürte die Tränen in meinem Gesicht, als wir hinausfahren aus unserem bisherigen Leben. Ich sah, wie das Haus kleiner und kleiner wurde und mein Baum verschwand und das sommerliche Grün seiner Blätter in ein undefinierbares Grau zerrann, und ich dachte mit eigenartiger Gewissheit, dass es das nun gewesen war und dass wohl eher Ringlotten wüchsen am Erdbeerbaum, als dass wir wieder zurückkehrten und zusammenkämen mit unserem Vater.

Wir fuhren zu unserer Großmutter und die holte uns herein und da blieben wir.

»So ist das mit den Anzugträgern«, sagte sie an jenem ersten Abend zu meiner Mutter. »So ist das. Komm, Kind, leg die Kinder nieder und dann trinken wir ein Glas Wein.«

Ich legte mich nicht nieder, immerhin war ich fast fünfzehn und also kein Kind mehr. Ich setzte mich vor die Tür und lauschte.

Mama meinte, dass es nichts damit zu tun hätte, dass Papa Anzugträger sei, dass es Blödsinn sei, wenn Oma das

denke, und dass sie aufhören solle, es zu denken. Oma meinte, dass Papa vielleicht in der Midlife-Crisis sei und dass Mama sich nicht grämen solle, dass sich so etwas gern wieder einrenke.

Und da wollte ich mich schon freuen und ich holte das Handy heraus, um ein bisschen zu simsen, aber dann begann Mama wieder zu reden und ihre Stimme war leise und verhuscht, und da wurde ich wieder aufmerksam.

»Da ist keine Liebe mehr«, sagte sie. »Keine Liebe mehr zwischen mir und Max.« Einfach keine Liebe mehr und dass es gar nicht so viel mit Babsi zu tun hätte, wirklich nicht.

Dann war es lange still im Wohnzimmer, und ich hielt die Luft an, damit sie mein Atmen nicht hörten, und mir wurde heiß und kalt und ich klebte auf den Fliesen im Flur, und kurz blieb mein Herz stehen, als müsste ich sterben.

Dass die Liebe einfach weg sei, flüsterte Mama. Dass sie deshalb so traurig sei, so traurig wie nie. Weil sie geglaubt habe, dass die Liebe immer da sein würde, immer, ein Leben lang. Und wie schrecklich es sei, plötzlich feststellen zu müssen, dass es da eine Leere gebe in einem drin. Die wachse und wachse und fresse alles fort, wie ein überdimensionaler Müllschlucker, alles, wovon man geglaubt habe, dass es da sei für ein Leben und darüber hinaus. Wie es das geben könne.

Ich spürte mein Herz, schnell und hart pochte es am Hals. Es geht also nicht so schnell, dachte ich, das mit dem Sterben, auch wenn alles um einen herum zerbricht. Verdammte Liebe, dachte ich, verdammte Scheißliebe!

»Komm, Charlotte«, rief Mama plötzlich. Sie stand in der Tür und hatte ihre Arme geöffnet und die waren warm und weich wie immer, und sie lächelte mich an mitten im Weinen und da wünschte ich mir zum ersten Mal, sie sollte mich Ringlotte nennen.

Einmal nämlich waren wir auf einem Grünmarkt gewesen, da gab es Obst und Gemüse, so weit das Auge

reichte.

Wir gingen an den Marktständen vorbei und plötzlich flippte Mama aus. »Ringlotten!«, jubelte sie. »Das sind ja Ringlotten!« Und bevor sie jemand daran hindern konnte, stopfte sie sich ein paar von den rotgelben Kugeln in den Mund.

»Wir nehmen zehn Kilo«, sagte sie zur Marktfrau.

»Zehn Kilo!« Papa klappte es das Kinn herunter. »Zehn Kilo von diesen komischen Dingen? Bist du verrückt? Wer soll denn das ...«

Aber manchmal duldete Mama keine Widerrede.

Die nächsten Tage stand sie in der Küche und entkernte und aß und entkernte und aß und kochte ein und backte Kuchen und war glücklich.

Am Abend war sie zu mir ins Bett gekommen, kuschelte sich an mich und roch nach Ringlottenmarmelade.

»Weißt du«, sagte sie, »als ich so alt war wie du, haben wir auf dem Land bei meiner Großmutter gewohnt, in einem großen, alten Steinhaus. Im Garten standen Ringlottensträucher. Und den halben Sommer haben wir Ringlotten gegessen. Ganz viele.«

»Fahren wir da mal hin?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und lächelte. »Das ist weit weg«, sagte sie. »Und es gehört zu einem anderen Leben. Ich weiß gar nicht, ob das Haus noch steht. Wir sind dann in die Stadt gezogen, weil mein Vater da eine Stelle bekam. Und meine Großmutter war alt und ist bald gestorben, da wurde es verkauft.«

»Fahren wir trotzdem hin?«

Sie drückte mich so fest, dass ich quietschen musste. »Na, mal sehen. Du, Charlottenringlotte, du!«

So hatte ich meinen Spitznamen weg.

Und jetzt, wo sich alles in unserem Leben verändert hatte, wo wir den Papa verlassen hatten und unser Haus und meinen Erdbeerbaum, da mochte ich es, wenn sie *Ach, meine Charlottenringlotte* sagte.